



KIMBERLY FISK

TAGE DER
Wildblumen



ROMAN

3. Kapitel

Du bist ihr Vater.

Die Worte gingen Nick nicht mehr aus dem Kopf und ließen ihn erschauern. Fassungslos blickte er auf das Foto, auf die beiden Kinder, die ihn anstrahlten. Er streckte die Hand aus und nahm das Bild vom Kühlschrank. Gedankenverloren strich er mit dem Daumen über ihre Gesichter. Er sog ihre Erscheinung förmlich in sich auf: das Mädchen mit den langen blonden Haaren und den leuchtend grünen Augen. Ein Ebenbild ihrer Mutter. Und der Junge, der mit seinem breiten Lächeln und den hohen Wangenknochen seiner Mutter ebenfalls so sehr ähnelte. Doch die strahlend blauen Augen und das schwarze Haar hatte er eindeutig von Nick geerbt.

Er fuhr zu Hope herum und spürte, wie ihn die Wut packte. »Wie konntest du nur?«

»Wie konnte ich was?«

»Wie konntest du sie mir verheimlichen?«

Hope trat einen winzigen Schritt zurück und schlang die Arme um sich. »Ich habe nichts verheimlicht.«

»Spiel hier keine Spielchen mit mir, Hope. Du magst vieles sein ...«

Unehrllich.

Unaufrichtig.

Eine Verräterin.

»... aber dumm bist du nicht. Warum hast du mir nichts von den beiden erzählt? Von Joshua und Susan?« Ihre Namen fühlten sich fremd an, was ihn noch wütender machte.

»Ich habe versucht, es dir zu erzählen.«

»Lüg mich nicht an! Du hättest es mir sagen müssen!«

»Und du hättest mich zurückrufen sollen!« Jetzt schrie Hope fast. »Was sollte ich denn tun? Eine Nachricht hinterlassen? ›Sag Nick, dass ich schwanger bin?‹« Sie lachte bitter. »Das ist nicht die Art von Nachricht, die ich einem Fremden mitteilen würde.«

»Schieb jetzt nicht mir die Schuld in die Schuhe.« Die Wut verschlang ihn fast, und er wusste nicht, ob er überhaupt noch würde sprechen können. Sie hatte ihn hintergangen. Ihn angelogen. Ihm seine Kinder vorenthalten. Doch damit war jetzt Schluss.

»Ich will sie sehen.« *Kennenlernen* wäre das treffendere Wort gewesen. Verdammst! Seinen halbwüchsigen Sohn und seine Tochter *kennenlernen*.

»Hör zu.« Hope machte einen Schritt auf ihn zu und legte ihr Handtuch auf die Arbeitsplatte. »Lass uns doch ins Wohnzimmer gehen und uns hinsetzen. Es gibt etwas, das ich dir erzählen muss.«

»Wissen sie von mir?«

Immerhin hatte sie den Anstand, zusammenzuzucken. »Nein.«

Sein Zorn schwoll noch stärker an, falls das überhaupt möglich war. Sie hatte sie alle belogen. »Ich will sie sehen«, wiederholte er.

»Nein.«

»Was soll das heißen, *nein*?«

»S...sie sind nicht zu Hause.« Hope löste ihre Arme und holte tief Luft, als wollte sie sich für einen Kampf wappnen. »Nick, bitte, es bringt nichts, wenn wir uns anschreien. Wir müssen reden. Es gibt einiges, das du nicht weißt.«

»Ich muss nur wissen, wann Joshua und Susan wieder zu Hause sind.« Ihm war klar, dass er sich beruhigen, seine Emotionen wieder unter Kontrolle bringen sollte, doch er schaffte es nicht.

»Susan kommt nachher zurück, aber ...«

Nick hielt es keine Sekunde länger aus. Er musste weg von hier. Musste nachdenken.

»Ich bleibe in der Stadt.« Er traf die Entscheidung spontan. Und noch während er herumfuhr, um hinauszueilen, überlegte er, ob es hier in dieser Kleinstadt eigentlich ein Motel gab.

»Ich will sie morgen sehen.« Er stürmte aus der Küche. Aus dem Haus.

Sie lief hinter ihm her. »Nick, warte. Bitte. Hör mir doch zu. Ich muss dir noch etwas Wichtiges sagen.«

Er wollte ihr nicht mehr zuhören. »Ich will meine Kinder morgen sehen.«

Seine Reifen quietschten, als er ihre Auffahrt hinunterfuhr.

Später am Nachmittag saß Hope bei Joshua am Krankenhausbett und beobachtete, wie sich sein Oberkörper ungleichmäßig hob und senkte. Sie war vor etwas mehr als einer Stunde gekommen. Seitdem schlief er. Und der Stationschwester zufolge tat er fast nichts anderes, seit seine Freunde gegangen waren. Doch sie konnte erkennen, dass Josh selbst im Schlaf nicht wirklich Ruhe fand. Wie auch? Wie sollte überhaupt einer von ihnen je wieder froh werden, solange er nicht gesund war?

Vorsichtig, um ihn nicht zu wecken, streichelte sie seine linke Hand, jene ohne intravenösen Zugang. Es tat ihr so weh, das ansehen zu müssen, und sie biss sich auf die Unterlippe, aus Angst aufzuschluchzen. Doch sie musste stark bleiben, stark genug für sie alle.

Hope war nicht überrascht gewesen, als Susan sich schon wieder um den Krankenhausbesuch gedrückt und sie angefleht hatte, noch eine Nacht bei ihrer Freundin Chelsey verbringen zu dürfen. Hope hatte Verständnis dafür. Die harsche Realität dieser sterilen Umgebung war kaum zu ertragen – erst recht nicht für eine Fünfzehnjährige.

Nicht zum ersten Mal hatte Hope Angst um ihre Tochter. Der Krebs war ein gieriges Biest, das erst zufrieden war, wenn es die gesamte Familie erwischt hatte. Selbst dann verlangte das Ungeheuer nach mehr.

Hope gab sich größte Mühe, für ihre beiden Kinder da zu sein, doch ihr war bewusst, dass ihr das trotz aller Anstrengungen nicht immer gelang. Große Sorgen bereiteten ihr die erkennbaren Schmerzen und der Kummer der beiden. Doch sie verbrachte auch unzählige

Stunden damit, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, welche inneren Kämpfe ihre Kinder vor ihr zu verbergen versuchten. Die Krebserkrankung hatte Joshua so vieler Dinge beraubt, beeinträchtigte aber auch Susans Leben immens. Hope konnte nichts weiter tun, als für ihre Kinder da zu sein und als Mutter ihr Bestes zu geben.

Ich will meine Kinder morgen sehen.

Selbst jetzt, Stunden später, spukten ihr Nicks Worte im Kopf herum. Worte, die wie eine Drohung geklungen hatten. Es war die reinste Ironie. Seine Worte würden bleiben, doch er würde sie wieder verlassen, das wusste sie. So, wie er es damals getan hatte. Aber diesen Kampf würde sie für ihre Kinder ausfechten. Diesen Schmerz konnte sie ihnen ersparen.

Sie versuchte, nicht an den Herzschmerz von damals zu denken. Daran, wie lang ihr die Zeit zwischen Nicks Anrufen erschienen war. Anfangs rief er noch so häufig an, wie er es versprochen hatte. Und sobald sie die Stimme des anderen hörten, nahmen sie ihre Unterhaltungen wieder auf, als hätten sie nie geendet.

Das Leben war perfekt. Genau so, wie sie es geplant hatten. Sie sprachen stundenlang miteinander, über Gott und die Welt, aber hauptsächlich über seine Pläne, NASCAR-Rennfahrer zu werden und groß rauszukommen. Als aus den Tagen aber Wochen wurden und schließlich Monat um Monat verstrich, meldete er sich immer seltener. Hope versuchte, ihn unter seiner Handynummer zu erreichen, doch er nahm nicht ab und rief nicht zurück. Die wenigen Male, die sie dann doch telefonierten, klangen ihre Gespräche gestelzt, ganz anders als früher. Es kam ihr vor, als wollte Nick nicht mehr mit ihr reden. Als hätte er das Interesse an ihr verloren – und an den Plänen, die sie geschmiedet hatten.

Konnte man es ihm verdenken? Sie war nur ein Mädchen aus einer Kleinstadt, das einem Mann mit so hochfliegenden Träumen nichts zu bieten hatte. Also bestand ihr Leben nur noch daraus, zu warten und sich Sorgen zu machen. Sie wartete darauf, dass das Telefon klingelte. Befürchtete, dass das nie wieder geschehen würde. Sie sehnte sich danach, seine Stimme zu hören. Und hatte Angst, dass er nie wieder zu ihr zurückkehren würde.

Dann wartete sie auf ihre Periode.

Schließlich musste sie der Wahrheit ins Gesicht sehen. Sie war schwanger.

Nachdem sie das herausgefunden hatte, rief sie Nick auf dem Handy an, nur um dahinterzukommen, dass es gar nicht mehr in Betrieb war. Verzweifelt versuchte sie es mit der einzigen anderen Nummer, die sie von ihm hatte, und hinterließ einem Fremden die Nachricht, Nick möge sie bitte dringend zurückrufen.

Doch er rief nie zurück.

Nicht einmal, als sie eine zweite und dritte Nachricht hinterließ.

Selbst als sie erkannte, dass er sie nie zurückrufen würde und zweifellos sein Telefon abgemeldet hatte, um jede Verbindung zu ihr zu kappen, konnte sie ihn nicht loslassen. Sie konnte noch immer nicht aufhören, ihn zu lieben, auf ihn zu warten. Ihre Tasche hatte sie gepackt, bereit zu flüchten und ihn zu finden. Allerdings wusste sie nicht, wo er steckte. Und sollte sie ihn tatsächlich wie durch ein Wunder finden, was wäre dann? Sollte sie ihm von dem Baby erzählen und ihn zwingen, bei ihr zu bleiben? Wie so etwas ausgeht, hatte

sie bei ihren eigenen Eltern mit angesehen. Sie hatte nicht vor, ihr eigenes Kind einem derartigen Schmerz auszusetzen.

Aber sie war eine schwangere Siebzehnjährige, die noch zur Highschool ging. Was sollte sie tun?

Ihre Mutter war weniger entscheidungsschwach. Als sie von der Schwangerschaft erfuhr, ließ Claire ihrer Tochter zwei Möglichkeiten: Entweder sie wurde das Kind wieder los, oder sie musste gehen.

Hope spielte nicht eine Sekunde lang mit dem Gedanken, das Baby abzutreiben. Also floh sie zu ihrer einzigen anderen Verwandten, ihrer Tante Margaret.

Während ihr Bauch immer runder wurde und sie ihr Baby (besser gesagt: ihre *Babys*, denn sie hatte inzwischen erfahren, dass sie Zwillinge erwartete) in sich spüren konnte, traten die verwirrenden Emotionen für Nick in den Hintergrund. Ein vollkommen neues Gefühl breitete sich in ihr aus. Es war viel stärker als alles, was sie je empfunden hatte, und weckte in ihr einen starken Beschützerinstinkt. Sie war nicht länger das junge Mädchen, das bis über beide Ohren verliebt war; sie war Susans und Joshuas Mutter. Sie würde alles für ihre Kinder tun. Selbst wenn es bedeutete, sie vor einem Vater zu bewahren, der ihnen das Herz brechen würde, wenn er sie verließ, genau wie er Hope das Herz gebrochen hatte.

Aber nun war Nick wieder aufgetaucht und bestand darauf, ihre Kinder zu sehen. Hope wusste noch nicht genau, wie sie es anstellen sollte, sie weiterhin zu schützen, aber es würde ihr schon noch gelingen. Sie würde einen Weg finden, so wie immer, seit die beiden auf der Welt waren.

Joshua schnarchte leise vor sich hin. Als er sich umdrehte, rutschte ihm die Bettdecke weg. Hope beugte sich vor und deckte ihn wieder zu.

Eine Windbö stieß gegen das Krankenhausfenster, und Regen prasselte gegen das Glas. In der Dunkelheit waren kleine rechteckige Lichtpunkte zu erkennen, die von den Fenstern der Wolkenkratzer stammten und Seattles Innenstadt erhellten. Es war fast fünf Uhr. Tausende von Menschen würden demnächst Feierabend machen und aus diesen Gebäuden strömen, nach Hause, um das Abendessen zuzubereiten, Wäsche in die Waschmaschine zu werfen und Zeit mit ihren gesunden Kindern zu verbringen.

Wie sehr sie diese Menschen um diese Normalität beneidete, um einen Alltag, in dem sich nicht alles um Krankenhausaufenthalte und medizinische Versorgung drehte, sondern um Schulprojekte und sportliche Aktivitäten. Wie sehr wünschte sie sich das für ihr eigenes Kind.

Sie drehte sich wieder herum zu ihrem Sohn. Selbst im Schlaf sah er erschöpft und blass aus. Tiefe Schatten lagen unter seinen Augen. Zärtlich strich sie ihm das Haar aus der Stirn und spürte einen fast unerträglichen Schmerz, als auf einmal ein Büschel Haare in ihren Fingern hängen blieb. Nur mühsam gelang es ihr, ein Schluchzen zu unterdrücken. Warum geschah das ihrem Sohn? Weder er noch sonst ein Kind sollte das erleiden müssen.

Tränen schossen ihr in die Augen, und sie vertrieb sie mit reiner Willenskraft. Sie wandte sich ab, um einmal tief durchzuatmen, und sah Dana den Gang entlangkommen. Als Dana sie entdeckte, lächelte und winkte sie ihr zu. Zum ersten Mal heute hob sich

Hopes Stimmung. Was würde sie nur ohne ihre beste Freundin tun?

Sie hatten sich an Joshuas und Susans erstem Kindertag kennengelernt; Dana war ihre Erzieherin gewesen. Es war lange her, aber Hope erinnerte sich an den Septembermorgen, als die Zwillinge Hopes Hand losgelassen hatten. Sie umklammerten ihre brandneuen Rucksäcke, fassten sich an die Hände und brachen tapfer in diese neue Welt auf. Es war ein bittersüßer Moment, sie gehen zu lassen. Sie wirkten noch so klein, viel zu klein, um schon in den Kindergarten zu gehen. Dana hatte Hopes verlorenen Gesichtsausdruck offenbar gesehen, denn sie kam auf sie zu und meinte: »Einen zusätzlichen Helfer kann ich hier immer gebrauchen.«

Hope wurde zu einem vertrauten Gesicht in der Gruppe und kam, wann immer ihr Studium und die Arbeit es zuließen. Im Laufe der Zeit entwickelte sich zwischen Hope und Dana eine wunderbare Freundschaft.

Als Hope die Beerdigung für ihre Tante organisieren musste, stand Dana ihr bei. Als Dana wiederum ihren Master in Erziehungswissenschaften erlangte und ihre Urkunde überreicht bekam, nahmen Hope und die Zwillinge an der Zeremonie teil, jubelten ihr zu und applaudierten ihr. Als Hope ihre Stelle an der Tranquility Highschool erhielt, bestand Dana darauf, mit ihr und den Kindern zur Feier des Tages essen zu gehen.

Und seit sie von Joshuas Leukämie wusste, hatte Hope nur Dana ihre tiefe Verzweiflung anvertraut.

»Wie geht's unserem Jungen heute?«, fragte Dana, als sie durch die Tür hereinschlüpfte und zu Hope herüberkam. Sie umarmte sie und hielt sie einen Augenblick länger fest als nötig.

Hope erwiderte die Umarmung. Sie war unendlich dankbar für Danas stete Unterstützung. »Er hat den Großteil des Tages geschlafen.«

»Armer Junge. Aber Schlaf ist nicht das Schlechteste«, flüsterte Dana und sah Hope vielsagend an. »Seine Mutter sollte sich daran mal ein Beispiel nehmen.«

»Ich schlafe.«

»Ja, klar. Und ich trage Kleidergröße sechsunddreißig.« Dana tätschelte ihre kräftigen Oberschenkel, für die sie eher Größe vierzig brauchte.

Hope versuchte zu lächeln.

»Du siehst nicht nur völlig erschöpft aus, sondern auch so, als hättest du schon wieder zwei Kilo abgenommen.« Leise zog Dana sich einen Stuhl heran und setzte sich neben Hope. »Hast du heute überhaupt schon etwas gegessen?«

»Ja.«

»Du flunkerst«, stellte Dana fest und lächelte mitfühlend. »Ich arbeite mit Fünfjährigen, schon vergessen? Ich erkenne eine Lüge auf zwanzig Meter Entfernung.« Sie wühlte in ihrem abgetragenen Lederrucksack herum, den sie als Handtasche benutzte, zog einen Müsliriegel hervor und reichte ihn Hope. »Ich hätte dir ja etwas Nahrhafteres mitgebracht, aber ich bin davon ausgegangen, dass du mit Ben essen gehst. Deshalb bin ich auch hier, um bei Josh zu bleiben, während du unterwegs bist. Wir haben das alles doch besprochen.«

Hope nahm den Riegel, machte ihn aber nicht auf. »Ich habe abgesagt. Und wie schaffst